

FRANCA STEFFEN

Am ENDE *der*
STILLE

ROMAN

Leseprobe

EDITION

weltenSchreiber

Labyrinth

Ihre Füße berührten kaum den Boden, so schnell rannte sie über Äste und Steine, Laub und Moos. Das Blätterdach hoch über ihrem Kopf schluckte den Vollmond vom Nachthimmel. Die Dunkelheit war die einzige Verbündete, die ihr jetzt noch beistehen konnte.

Er war ihr dicht auf den Fersen. Der Boden erzitterte bei jedem seiner Schritte, das Unterholz ächzte unter der Wucht seines Zorns.

Der Wald hatte sich in ein Labyrinth verwandelt. Die Bäume standen dicht. Wie langbeinige Riesen drängten sie sich aneinander und versperrten ihr immer wieder den Weg. Doch sie kannte ihr Ziel. Sie hätte es im Schlaf gefunden, ganz gleich, wie viele Hindernisse der Wald ihr in den Weg stellen würde.

Sie war fast da. Dort vorne sah sie bereits die Lichtung, in deren Mitte er stand. Ihr Baum.

Plötzlich brach ein morscher Ast unter ihrem Fuß, ein Stein rollte zur Seite und sie stürzte. Ein heftiger Schmerz bohrte sich in ihren Knöchel. Sie sprang wieder auf, rannte weiter, stürzte erneut. Er war ihr jetzt so nah, dass sie ihn riechen konnte. Ein stechender Geruch, der sich über das Feuer ihres Kampfgeists stülpte wie ein luftdichter Deckel.

Sie kam wieder auf die Füße, doch er packte sie und hielt sie fest. Sie biss, kratzte und schrie, doch niemand hörte sie, so tief im Wald. Sie riss das Knie hoch und traf genau die Stelle, die sie treffen musste, damit er sie losließ.

Sie jagte auf die Lichtung hinaus, gleich hatte sie es geschafft, gleich, der Baum war nah.

Aber seine Hand hakte sich am Halsausschnitt ihres Kleides fest. Der Stoff riss und die Halskette mit dem Silbermedaillon fiel zu Boden. In diesem Moment wusste sie, dass sie es nicht schaffen würde.

Das Letzte, das sie wahrnahm, war das helle Aufblitzen ihres Medaillons im Mondschein, das in der Hosentasche ihres Mörders verschwand.

Es war vorbei.

*Die Menschen sagen, die Zeit heilt alle Wunden.
Wie dumm sie sind.
Manche Wunden heilen nicht.
Sie überdauern Generationen, schwelen unter
der Narbe des Vergessens und brechen auf,
wenn der Schmerz nicht einmal mehr eine Erinnerung ist.*

1

Sommer 2012

Sie sollte nicht in den Wald gehen. Aber es fühlte sich gut an, Verbotenes zu tun.

Leichtfüßig sprang Lena über querliegende Äste hinweg, lief immer schneller und schneller, begierig, die Baumhöhle wiederzufinden, die sie vor ein paar Tagen tief im Wald entdeckt hatte. Und den Koffer.

Ihre Markierungen waren noch alle da, manche Pfeile, die sie aus Ästen gelegt hatte, waren ein wenig verschoben, aber dennoch gut zu erkennen. Der Waldboden war nass vom gestrigen Regen. Die Sonne fiel schräg durch das Laub und ließ das zarte Grün der bodennahen Pflanzen leuchten.

Jetzt lichteten sich die Bäume etwas, ganz so, als wollten sie Platz machen für den großen Auftritt dieses einen besonderen Vertreters ihrer Art.

Dort vorne stand er. Gewaltig, nahezu majestätisch, ein König im Reich der Bäume. Unzählige Vögel zwitscherten in seinen Ästen, buhlten wie Höflinge um seine herrschaftliche Gunst. Der Stamm war so dick, dass es bestimmt fünf Menschen brauchte, um ihn zu umfassen. Lena lief darauf zu. Je näher sie kam, desto mächtiger schien der Stamm.

Sie markierte die Seite, die in Richtung der Mühle wies, und umrundete den Baum. Vor der schulterbreiten Öffnung ließ sie sich auf die

Knie fallen und zwängte sich durch den Spalt in die Höhle. Ihre Jeans wurde pitschnass dabei und an ihren Händen klebte der feuchte Dreck.

Es war warm und trocken im Inneren des Baumes. Es roch angenehm, gar nicht feucht und modrig, wie sie es nach dem starken Regen gestern erwartet hätte. Die Höhle füllte mindestens zwei Drittel des Stammes aus. Ein richtiges kleines Zimmer. Heute hatte sie ein Taschenmesser dabei und ihr Handy voll aufgeladen, sodass sie jetzt die Taschenlampe anknipsen und die Baumhöhle zum ersten Mal richtig betrachten konnte. Die Höhlendecke wölbte sich wie eine Kuppel, öffnete sich zur Mitte hin nach oben in den Stamm und verlor sich dort im dunklen Nichts. Der Boden war erstaunlich sauber, erdig zwar, aber frei von Ästen oder Ungeziefer.

Der Koffer steckte in einer Nische zwischen der Höhlenwand und dem trockenen Waldboden. Eine feine Staubschicht bedeckte die Oberfläche, nur ihre eigenen Fingerabdrücke waren darauf zu sehen. Lena zog ihn heraus und betrachtete ihn im hellen Lichtstrahl ihres Handys. Er war aus Leder, die Kanten abgewetzt und die Metallschnallen an den Lederriemen, die den Koffer verschlossen hielten, rostig. Es musste ein ziemlich alter Koffer sein. Lena öffnete die Schließen und die Lederriemen fielen zur Seite. Darunter kamen zwei Schlüssellöcher zum Vorschein.

Lena leuchtete den Boden ab, jede Ecke und jeden Spalt, auf der Suche nach einem winzigen Schlüssel. Nichts. Sie würde den Koffer aufbrechen müssen. Sie steckte die scharfe Klinge ihres Taschenmessers unter die verrosteten Metallverschlüsse und versuchte, sie aufzudrücken, doch so sehr sie auch drückte und schabte, der Koffer blieb zu. Schließlich klappte sie den kleinen Korkenzieher aus, und nachdem sie eine Weile in einer der winzigen Öffnungen herumgestochert hatte, schnappte der Verschluss auf. Wenig später machte es erneut klick, und das zweite Schloss war offen.

Lena legte das Taschenmesser beiseite. Mit klopfendem Herzen hob sie langsam den Kofferdeckel an. Als Erstes sah sie einen weißen Stoff.

Er war mit Stickereien und einer Spitzenbordüre besetzt und sah sehr fein aus. Vorsichtig befühlte sie das weiche Material. Eine Tischdecke? Verwundert nahm sie den Stoff in beide Hände und hob ihn hoch.

Es war ein Kleid! Der Halsausschnitt war mit Spitzen besetzt, die Taille zierte eine bestickte Bordüre und hinten wurde es durch eine Schleife zusammengehalten. Am Saum und an den Ärmeln hatte es Rüschen. Es war ein wenig zerknittert, schien aber ansonsten vollkommen unversehrt. Es könnte ihr sogar passen.

Sie legte das Kleid vorsichtig gefaltet zurück in den geöffneten Kofferdeckel. Ihr Blick fiel auf ein Paar braune Schnürstiefeletten. Die Absätze waren etwas abgelaufen, aber das Leder war blank geputzt und die Schnürsenkel schienen neu zu sein. Sie zog ihre Turnschuhe aus und schlüpfte in die Stiefeletten. Sie passten perfekt. Nicht sehr bequem, aber genau ihre Größe.

Einer plötzlichen Eingebung folgend nahm Lena das Kleid erneut aus dem Koffer und hielt es sich vor. Sie hatte auf einmal unbändige Lust es anzuziehen.

Entschlossen zog sie Schuhe, Jeans und T-Shirt aus, legte sie in den Koffer und zog das Kleid über den Kopf. Die kleinen, weißen Perlmutterknöpfe an der Vorderseite verschwanden unter dem Rüschenbesatz. Es war ein bisschen weit in der Taille und auch eine Idee zu lang, aber das störte nicht.

Sie schlüpfte wieder in die Stiefeletten und zog einen zusammengelegten grauen Stoff aus feiner Wolle aus dem Koffer. Ein Schal? Sie faltete ihn auseinander und ein weißer Bogen Papier fiel heraus. Eine Kinderzeichnung. Eine Wiese mit Blumen und ein großer Schmetterling mit zwei riesigen Augen auf den Flügeln. Unter dem Tuch lagen ein paar Wäschestücke und ein altes, abgegriffenes Buch. Die Seiten waren aus dickem Papier. Die Abbildung auf dem vorderen Buchdeckel war kaum noch erkennbar, doch den Titel konnte sie im Schein der Taschenlampe entziffern: *Sagen des klassischen Altertums. Erzählt für die Jugend.*

Neugierig schlug Lena das Buch auf. Auf der Innenseite des Buchdeckels standen ein paar handgeschriebene Worte:

Für Helena
Zur erbaulichen Lektüre
Von deinem Onkel Erich
Regensburg, 1928

Helena! Unwillkürlich griff Lena nach dem silbernen Medaillon, das sie vor ein paar Tagen von ihrer Großmutter bekommen hatte. Es trug denselben Namen auf der Rückseite eingraviert. Was für ein seltsamer Zufall!

Lena sah an sich hinab. Sie hätte sich zu gern im Spiegel betrachtet. Da kam ihr eine Idee. Sie griff nach ihrem Handy und knipste die Taschenlampe aus. Vorsichtig kroch sie aus der Höhle. Sie wollte unter allen Umständen vermeiden, dass das Kleid nass und schmutzig wurde. Doch eigenartig, der Waldboden war inzwischen vollkommen trocken. War sie so lange da drin gewesen? Sie versuchte, ein Selfie zu machen, aber der Bildausschnitt war zu klein.

Ein paar Meter weiter stand eine junge Birke, deren schlanker Stamm sich etwa auf Augenhöhe gabelte. Das war ein guter Platz, um das Handy zu positionieren und ein Foto zu machen, mit dem Baum im Hintergrund. Das trockene Laub raschelte unter ihren Füßen.

Plötzlich stolperte sie über etwas Weiches, das zugleich so schwer war, dass es sich nicht bewegte, als sie dagegen stieß. Sie sah nach unten.

Vor ihr, halb mit Laub und Ästen bedeckt, lag ein Mädchen. Ein totes Mädchen.

Ohne zu begreifen, was sie sah, starrte Lena auf den leblosen Körper zu ihren Füßen. Es war, als löse sich ihr Bewusstsein für einen Moment aus ihrem Körper und betrachte die Szene von einem Punkt irgendwo weit oben zwischen den Baumwipfeln. Sie sah sich vor dieser Leiche stehen, die zwischen Laub, Ästen und Erde aus dem Waldboden

herauszuwachsen schien. Das altmodische Kleid war zerrissen. Eine schneeweiße Schulter leuchtete im Sonnenlicht. Die langen, dunklen Haare waren zu dicken Zöpfen geflochten, die sich um den Hals wanden wie zwei Schlangen. Am Hinterkopf klebte verkrustetes Blut. Blut auch im Gesicht, auf dem Kleid, an den Händen. Blut überall. Die Augen waren starr auf Lena gerichtet. Grün. Wie ihre eigenen.

Es war nicht irgendein Mädchen. Dieses Mädchen war sie selbst.

2

Berlin, Juni 2020

Lena nahm die letzten Treppenstufen zu ihrem Studentenapartment, als ihr Handy in der Hosentasche klingelte. David! Jetzt schon? Nein, sie wollte noch nicht reden. Sie brauchte etwas Zeit, und auch er sollte erst einmal Abstand gewinnen.

Sie schloss die Tür auf, streifte die Schuhe von den Füßen und warf die kleine Reisetasche aufs Bett ihres Einzimmerapartments. Was sollte sie bloß mit diesem angebrochenen Wochenende anfangen? Sie hatte geplant, es bei David zu verbringen, aber daraus wurde nun nichts. Selten hatte sich das Alleinsein so bodenlos angefühlt.

Schon wieder klingelte ihr Handy. Sie zog es hervor und wollte es wütend aufs Bett werfen, aber im Display war nicht Davids lachendes Gesicht zu sehen, sondern das ihrer Mutter. Sie sah auf die Uhr. Viertel nach zehn. So spät abends rief sie sonst nie an.

»Was ist los?«, fragte sie ohne Begrüßung.

»Oma Mia ist gestorben.«

Lena schloss die Augen und kämpfte gegen das aufsteigende Engegefühl in der Kehle an.

»Wann?«

»Der Anruf kam vor einer Stunde. Ich bin auf dem Weg ins Heim. Keiner hat damit gerechnet, zumindest nicht so plötzlich.«

»Ich komme«, sagte Lena.

»Du musst nicht ...«

»Doch, ich muss! Ich nehme gleich morgen früh den Zug.«

»Das ist doch viel zu teuer, so kurzfristig. Ich komme schon klar.«

Das war typisch für ihre Mutter. An Pragmatismus nicht zu überbieten.

»Ich weiß, dass *du* klarkommst, aber *mir* ist es wichtig, okay?«

»Wie du willst. Kannst du bitte deinen Vater verständigen?«

Natürlich. Immer noch war sie die Botschafterin im komplizierten Kommunikationsdreieck ihrer Familie. Wenn man es überhaupt Familie nennen konnte.

»Wenn dir wichtig ist, dass er es erfährt, kannst du ihn auch selbst anrufen.«

»Lena Maria! Ich bitte dich!« Nur selten nannte ihre Mutter sie bei ihrem vollständigen Namen, aber wenn sie es tat, dann war es besser, nicht zu widersprechen.

»Schon gut. Ich ruf ihn an. Ist Bernd bei dir?«

»Er ist auf dem Weg. Mach dir keine Sorgen, wirklich.«

»Tu ich nicht«, erwiderte Lena. *Du machst dir ja auch keine um mich*, fügte sie in Gedanken hinzu. Aber das war ungerecht, wieso sollte sie? Ihre Mutter wusste nichts von ihren Nöten, und wenn sie telefonierte, erzählte Lena immer nur, dass es ihr blendend ginge. Es gab auch sonst niemanden, dem sie ihr Herz hätte ausschütten wollen, sie wusste nicht einmal, wie sie ihre Probleme in Worte fassen sollte.

Sie stieg um zehn Uhr am nächsten Tag in den Zug. Das Ticket kostete zwar viel zu viel für ihr knappes Budget, aber sie wollte so schnell wie möglich nach Hause und ihre Großmutter noch ein letztes Mal sehen. Außerdem wollte sie sowieso weg aus Berlin, weg von David.

Er hatte sich seit gestern Abend nicht mehr gemeldet. Sie hatte fluchtartig seine Wohnung verlassen, und sie war sicher, ihn mit ihrem merkwürdigen Verhalten vergrault zu haben. Wahrscheinlich war es auch besser so.

Doch als sie in Nürnberg auf dem Bahnsteig stand und auf ihren Anschlusszug wartete, rief er an. In genau diesem Moment fuhr ein ellenlanger ICE durch und sie nahm den Anruf nicht an. Kurz darauf kam eine Textnachricht:

- War's das jetzt mit uns?

Was sollte sie darauf antworten? Sie entschied, sich erst einmal alle Optionen offenzuhalten.

- Was meinst du?

- Warum bist du gestern einfach abgehauen? Was hab ich denn falsch gemacht?

- Nichts. Mir war nicht gut. Brauchte frische Luft.

- Irgendwie habe ich das Gefühl, du willst mich loswerden.

- Quatsch!

- Dann hättest du dich ja melden können.

- Meine Oma ist gestorben. Bin auf dem Weg nach Regensburg.

Er schrieb endlos lange an der nächsten Nachricht, aber es kam nichts mehr. Als ihr Zug einfuhr, rief er erneut an.

»Das tut mir leid, Lena. Warum hast du nichts gesagt?«

»Ich konnte nicht, es war alles so ... Oh Mann, sorry, tut mir echt leid!«

»Mach dir keinen Kopf. Melde dich, wenn du zurück bist, ja? Ich denk an dich.«

»Ich an dich.«

»Ich liebe dich, Lena.«

»Ja«, sagte sie nur, und »tschüss«, dann drückte sie ihn weg.

Vom Bahnhof fuhr sie direkt mit dem Bus zum Pflegeheim. Ihre Mutter hatte zwar angeboten, sie abzuholen, aber Lena wollte alleine von ihrer Großmutter Abschied nehmen. Omas Leichnam würde dort noch bis zum nächsten Tag aufgebahrt bleiben, bevor er vom Bestatter abgeholt werden würde. Lena meldete sich am Empfang und wurde von einer Pflegerin zum Verabschiedungsraum geführt.

Als sie den Raum betrat, war sie nicht mehr ganz so sicher. Das Gesicht ihrer Großmutter war kaum wiederzuerkennen. Ihr Mund stand offen und die Haut glänzte wächsern und bleich. Die sehnigen, knorrigen Hände lagen zusammengefasst auf ihrem Bauch. Eine kleine Laterne verbreitete warmes Licht, ansonsten aber wirkte der Raum steril und unpersönlich. Kaum Blumen, keine Kerzen. Stattdessen ein penetranter Blütenduft, der sie eher abstieß als angenehme Gefühle zu wecken.

Lena wandte sich ab. Was hatte sie erwartet? Ein friedliches Lächeln auf den Lippen der Toten? Die Seele ihrer Großmutter als warme, liebende Präsenz im Raum, mit der sie vielleicht ein freundliches Zwiesgespräch hätte führen können? Wahrscheinlich war sie auch einfach zu lange nicht mehr bei ihr gewesen, um noch irgendetwas spüren zu können. Im Grunde war doch von ihrer Großmutter schon lange nichts mehr übrig gewesen, nur noch ein verwirrter Geist, dessen körperlicher Verfall dem geistigen Niedergang hinterherhinkte.

Lena trat auf die Straße. Sie überlegte, ihre Mutter anzurufen, ließ es dann aber bleiben. So schnell sie konnte, lief sie zum Bahnhof, stieg in die S-Bahn und erwischte gerade noch den Bus, der sie bis nach Altmühlen hinausbrachte. Der Bus war voll mit Menschen, die ihrem Feierabend entgegenfuhr, Lena erwischte gerade noch den letzten Sitzplatz in der hinteren Bank. Ein paar Plätze vor ihr saß eine alte Bäuerin mit Kopftuch. Sie wirkte wie aus der Zeit gefallen zwischen all den Büromenschen.

Die Busroute entsprach Lenas altem Schulweg, den sie früher immer gehasst hatte. Jetzt genoss sie den weiten Blick über die sattgrünen Felder, die sich im warmen Licht der Abendsonne bis zu den bewaldeten Hügeln erstreckten.

Nach und nach stiegen alle Fahrgäste aus und am Ende saß sie nur noch mit dem alten, verhutzelten Weib im Bus. Plötzlich wechselte die

Alte den Platz und setzte sich mit dem Rücken zur Fahrtrichtung. Sie starrte Lena an. Unter ihrem Kopftuch hingen geflochtene, graue Zöpfe hervor und ihre Haut war fleckig und zerfurcht.

Lena wurde unbehaglich zumute. Demonstrativ drehte sie sich zur Seite. Sie fröstelte, obwohl die tief stehende Sonne letzte wärmende Strahlen durch das Busfenster auf ihren Platz warf.

Lena versuchte, dem bohrenden Blick der Alten auszuweichen, aber die kleinen, tief liegenden Augen in dem runzligen Gesicht zogen sie magisch an. Immer wieder musste sie zu ihr hinüberblicken. Hatte sie diese alte Frau nicht irgendwo schon einmal gesehen? Aber wo? Sie hatte etwas an sich, das Lena tiefes Unbehagen verursachte.

Die Fahrt zog sich endlos. Nach einer gefühlten Ewigkeit tauchte endlich ihre Haltestelle auf. Ein einsames gelbes Schild neben der Aral-Tankstelle.

Zum Aussteigen musste Lena an der Frau vorbeigehen. Sie presste ihre Reisetasche an sich und drückte sich eng an den Sitzen entlang zur Tür. Doch blitzschnell streckte die Frau ihre Hand aus und krallte ihre sehnigen Finger in Lenas Arm.

»Do bisd jo wieda!«

Sie hatte eine klare, jugendliche Stimme. Wie war das möglich? Die Züge der Alten verschwommen für den Bruchteil einer Sekunde und unter dem Kopftuch blickten auf einmal ein paar grüne, flehende Augen aus einem blassen Mädchengesicht hervor. Es waren diese Augen, die sie nie vergessen hatte. Kurz darauf war der Spuk vorbei und die Frau sah wieder aus wie ein altes Hutzelweib. Von Entsetzen gepackt riss Lena sich los, stolperte nach vorne und sprang durch die Tür auf die Straße.

Sie sah zum Fenster im hinteren Teil des Busses hinauf, in dem das Gesicht der Alten wie körperlos schwebte und unverwandt auf sie hinab starrte. Eine knochige Hand hob sich und winkte ihr aus dem davonfahrenden Bus zu.

In diesem Augenblick glaubte Lena, das totenbleiche Gesicht ihrer Großmutter zu sehen. Das Bild würde sie sicher noch eine Weile verfolgen.

So schnell sie konnte, wanderte Lena die schmale Straße hinunter, die zum Biobauern führte. Kurz vor dem Hof bog sie rechts auf den Schotterweg ein, der direkt auf die Mühle zuführte. Es war kaum zu glauben, was ihre Mutter aus der verfallenen Hütte gemacht hatte. Lena wusste noch zu genau, wie es ausgesehen hatte, als sie zum ersten Mal hier gewesen war.

Sie waren eine Ewigkeit an kargen Feldern und einsamen Bauernhöfen vorbeigefahren, immer die gleiche öde Landstraße entlang, die sich irgendwo in der Ferne im Novembernebel verlor ...

Lena wollten gerade die Augen zufallen, als ihre Mutter plötzlich ausrief: »Da ist es!«, und auf ein verwittertes Schild zeigte.

»Eilandhof, Biobauer«, stand in geschwungenen Buchstaben darauf. »Frische Eier und Geflügel, Kartoffeln und Gemüse der Saison.«

»Biobauer? Ich dachte, es ist eine Wassermühle.«

»Ist es ja auch. Wir müssen nur da vorne rechts abbiegen, dann sind wir da.«

»Na, jetzt bin ich gespannt«, brummte Lena.

Missmutig sah sie aus dem Fenster. Die schmale Straße führte mitten durch einen kahlen Acker. Im Hintergrund war Wald zu sehen. Sonst nichts.

Plötzlich bremste Bernd abrupt und bog in einen Schotterweg ein.

»Tadaaaa!«, machte Lenas Mutter. »Wir sind da!« Sie zeigte auf das verfallene Gebäude, vor dem der Wagen zum Stehen kam.

Lena blinzelte verwirrt.

Ein windschiefes Fachwerkhaus duckte sich hinter eine riesige Tanne. Sie breitete ihre schwarzgrünen Finger über einem taubenbeschissenen Dach aus. Von der grünen Eingangstür löste sich der jahrzehntealte Lack, die Scheiben der winzigen Fenster waren entweder blind oder zerstört.

»Das ... das ist ja eine Ruine!«, stammelte Lena.

»Noch! Wart mal ab, in ein paar Monaten wird's hier schon ganz anders aussehen«, sagte ihre Mutter und stieg aus.

Lena schloss die Augen. Sie konnte immer noch nicht glauben, dass ihre Mutter das wirklich durchziehen wollte. Seit Bernd in ihr Leben getreten war, sprach sie nur noch davon, in ihre »Heimat« zurückzukehren und ein »bewussteres« und »wahrhaftigeres« Leben führen zu wollen.

Lenas Mutter war in Regensburg groß geworden. Die Mühle gehörte seit vielen Generationen der Familie. Zwar kannten weder Lena noch ihre Mutter diesen Verwandten aus Amerika, der ihr die Mühle vererbt hatte, aber das tat dem plötzlichen Familienbewusstsein ihrer Mutter keinen Abbruch.

Langsam öffnete Lena die Autotür. Sie beobachtete Bernd und ihre Mutter, die Hand in Hand auf das heruntergekommene Gebäude zgingen.

Ihre Mutter drehte sich um und winkte. »Komm! Schau es dir wenigstens an!«

Lena vergrub die Hände tief in den Taschen ihres Anoraks und folgte den beiden, die um die Hausecke verschwanden. Direkt hinter dem Haus lag ein weiteres, deutlich kleineres Fachwerkgebäude, das aber in einem genauso desolaten Zustand war. Es lag direkt an einem Bach.

»Das hier war die Mühlkammer«, erklärte ihre Mutter und zog Lena zum Wasser hin. Von hier konnte man das Mühlrad sehen. Es schien intakt zu sein, ganz im Gegensatz zum Rest der Mühle.

Zu Bernd gewandt sagte sie: »Da kommen unsere Arbeitszimmer rein.«

»O...kay.« Lena sah zu dem eingefallenen Dach des Gebäudes hinauf. Überall war Taubendreck. Auf dem Dach, auf dem Kopfsteinpflaster vor der Mühlkammer, sogar das Gras ringsherum war übersät mit weiß-grünen Flecken. Zuletzt hatte ein Taubenzüchter in der Mühle gelebt. Offenbar hatte nach seinem Tod niemand es für notwendig erachtet, den Dreck zu beseitigen.

»Hier ist doch alles vollgeschissen! Und da drin willst du arbeiten?«, fragte Lena.

Bernd hatte die Tür zur Mühlkammer aufgestoßen und zog sie angewidert wieder zu. »Boah, stinkt das! Das war wohl der Taubenschlag.«

»Das kriegen wir schon wieder hin.« Ihre Mutter war nicht zu entmutigen. Lebhaft gestikulierend erklärte sie, wie sie sich die restaurierte Mühle vorstellte: hell, freundlich, mit viel Glas und Licht.

»Wenn du meinst«, sagte Lena. »Du bist die Architektin. Aber ich finde es trotzdem ätzend hier!«

Sie waren weiter um das Haus herumgegangen und standen jetzt vor dem Eingang. Das hölzerne Vordach musste einmal im selben Grün gestrichen gewesen sein wie die Tür. Davon war allerdings kaum noch etwas zu sehen.

Lenas Mutter schloss die Tür auf. Sie knarrte laut in den Angeln. Lena fror. Es hatte begonnen zu nieseln, wahrscheinlich würde es bald Schnee geben.

Ein modriger Geruch schlug ihnen entgegen und nahm Lena fast den Atem, als sie hinter Bernd das Haus betrat.

Ein schmaler Flur, rechts und links jeweils eine Tür. Am Ende des Flures eine Treppe.

»Gibt's hier kein Licht?« Lena blinzelte ins Halbdunkel.

»Kein Strom. Aber ...« Ihre Mutter kramte in dem großen Jutebeutel, den sie über der Schulter trug. Triumphierend zog sie eine Taschenlampe hervor. Der Lichtkegel fiel auf graue Steinfliesen. Ein Schatten huschte quer durch den Flur und verschwand unter der Treppe.

»Was war das?«, kreischte Lena.

»Was?«

»Da hat sich was bewegt.«

»Wo? Quatsch! Du siehst Gespenster.«

»Nein, Ratten!«

»Unsinn! Jetzt entspann dich mal!«

Energisch schob ihre Mutter sie weiter in den Flur hinein. Bernd war schon vorausgegangen und stieß die rechte Tür auf. Sie quietschte laut. Lena lugte um die Ecke. Ein längliches Zimmer mit gegenüberliegenden, winzigen Fenstern, durch die schwaches Tageslicht fiel. Eine dicke Staubschicht bedeckte den Holzboden, der unter Bernds Schritten laut ächzend gegen den Hausfriedensbruch zu protestieren schien.

Ihre Mutter war in den anderen Raum gegangen. Lena war nun doch neugierig geworden und folgte ihr. Es war die Küche. Sie war leer bis auf eine billige Spüle und einen uralten Gasherd, der wohl mal weiß gewesen war, an dem jetzt aber die eingebrannten Speisereste von mehreren Generationen klebten. Ihre Mutter rüttelte an einer schmalen Hintertür mit zersprungenen Scheiben.

»Klemmt«, sagte sie achselzuckend. »Sieh mal, der Garten!« Sie wies durch das Fenster.

Lena trat näher.

»Garten? Da ist doch nur Unkraut!«

»Du hast überhaupt keine Phantasie! Hier rechts Rasen mit schönen Blumenbeeten und da links ...«, sie presste die Wange

an die Scheibe und zeigte auf ein Geflecht aus kahlen Sträuchern und Büschen, »da legen wir einen großen Gemüsegarten an!«

»Einen Gemüsegarten, na toll«, sagte Lena tonlos.

»Ja, dann können wir endlich unser eigenes Gemüse anbauen!« Ihre Mutter strahlte Bernd an, der hinter sie getreten war. Dann ging sie auf den Flur und stieg die Treppe hinauf. Trübselig starrte Lena in die novembergraue Suppe vor dem Küchenfenster. Über ihr knarzten die Bodendielen, als ihre Mutter das obere Stockwerk erforschte.

»Kommst du mal, Lena?«

»Was denn?«

»Ich will dir dein zukünftiges Zimmer zeigen!«

»Da bin ich ja mal gespannt«, brummte Lena.

Als sie die Treppe hinaufstieg, wurde ihr schwindelig. Sie musste kurz stehen bleiben und Luft holen. Aber es war kaum Luft da, nur dieser stickige Modergeruch, der aus den Wänden zu strömen schien und sich schwer auf ihre Bronchien legte.

Das Obergeschoss war so niedrig, dass sie dachte, ihr würde jeden Moment die Decke auf den Kopf fallen. Der enge, dunkle Flur kam ihr vor wie ein Tunnel. In einer der beiden Türen, die dort ganz am Ende lagen, erschien in diesem Moment das Gesicht ihrer Mutter. »Hier ist es, komm«, winkte sie und verschwand wieder.

Langsam ging Lena auf das Zimmer zu. Ihre Füße fühlten sich an wie Blei; am liebsten wäre sie davongelaufen, raus, an die frische Luft, weg von diesem seltsamen Ort, der bald ihr Zuhause sein würde.

Als sie den Raum betrat, den ihre Mutter als ihr »zukünftiges Zimmer« bezeichnet hatte, traute sie ihren Augen nicht. Die Decke war noch niedriger als im Flur, wenn das überhaupt möglich war. Durch die blinden Fensterscheiben fiel kaum Tageslicht her-

ein. Eine vermoderte Tapete hing in Fetzen von den Wänden und in den Ecken breitete sich der Schimmel aus.

»Nicht dein Ernst, oder? Voll widerlich hier!«, ächzte sie. Mit spitzen Fingern zupfte sie ein Stück feuchte Tapete ab und ließ es angeekelt fallen.

»Ach Lena, das bleibt doch nicht so! Schau, wir reißen die Decken raus und öffnen den Raum nach oben in den Dachstuhl.« Ihre Mutter ergriff ihre Hand und zog sie in den benachbarten Raum. Der war nicht viel größer als eine Abstellkammer. Sie klopfte an die Wand zum Nachbarzimmer. »Die reißen wir auch raus. Dann wird das ein schönes großes Zimmer. Na, was sagst du?«

In diesem Augenblick hörte Lena einen Schrei. Hoch, spitz und zugleich dumpf wie aus weiter Ferne.

Sie trat ans Fenster und rüttelte an dem verrosteten Hebel. »Wer hat da geschrien?«

»Geschrien?« Ihre Mutter hielt inne und lauschte. »Ich höre nichts.«

Hiiiiilfe!

»Da, hörst du das nicht?«

»Nein!« Kopfschüttelnd sah ihre Mutter sie an. »Lena, lass das Fenster in Ruhe. Du reißt es noch aus den Angeln!«

»Aber da schreit jemand um Hilfe!«

»Unsinn! Es ist absolut nichts zu hören!« Mit einem fachkundigen Griff öffnete ihre Mutter das Fenster und beugte sich hinaus. »Der Wind heult. Das ist alles.«

Tatsächlich. Ein hoher, lang gezogener Pfeifton. Über ihnen klapperten lockere Dachziegel.

Lena wusste nicht, was schlimmer war - der heulende Wind oder die muffige Enge im Zimmer. Sie fühlte sich elend.

»Ich will hier nicht leben«, sagte sie. »Du kannst es ja von mir aus umbauen und einen Palast daraus machen, aber lass mich bitte in München, ja?«

Ihre Mutter seufzte und nahm sie in den Arm. »Das ist ein besonderes Haus, Lena. Es ist über dreihundert Jahre alt. Diese Mauern atmen die Geschichte unserer Familie. Findest du das nicht auch spannend?«

»Nein«, gab Lena barsch zurück. »Überhaupt nicht.«

»Ich bin sicher, dass es dir gefallen wird, wenn erst einmal alles so ist, wie ich es mir vorstelle. Es wird wunderschön!«

Und das war es auch geworden. Die riesige Tanne, hinter der sich das Haus bei ihrem ersten Besuch noch versteckt gehalten hatte, war verschwunden. Die grüne Tür und das Vordach waren durch einen gläsernen Eingangsbereich ersetzt worden und ein Anbau verband das Wohnhaus mit der ehemaligen Mühlkammer, die bodentiefe Fenster bekommen hatte. Etwas abseits vom Haus lag der alte Kornspeicher, der als Garage diente. In den Solarpaneelen auf dem Dach des Speichers spiegelten sich die letzten rötlichen Sonnenstrahlen und ließen das Gebäude funkeln wie einen Edelstein.

Als Lena die Haustür aufschloss, kam ihre Mutter ihr schon entgegen.

»Da bist du!«, stellte sie mit unverhohlener Erleichterung fest und nahm sie in den Arm.

»Hey Mum. Ich war dort, aber sie sah überhaupt nicht mehr aus wie Oma.« Lena konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme zitterte.

»Wir hätten zusammen hingehen sollen.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass ...« Lena konnte nicht weitersprechen.

»Komm erst mal rein. Wir haben mit dem Abendessen auf dich gewartet.«

Erst jetzt fiel Lena auf, dass sie den ganzen Tag kaum etwas gegessen hatte.

Sie ließ ihre Reisetasche im Eingangsbereich stehen und folgte ihrer Mutter in die Küche, das Herzstück des Hauses. Der Raum war deutlich größer geworden und durch eine Fensterfront konnte man in

den Garten sehen, der jetzt im Mai in voller Blüte stand. Bernd stellte gerade ein köstlich duftendes Thai-Curry auf den Tisch und Lena gab ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Hm, mein Lieblingsessen«, sagte sie.

»Weiß ich doch«, lächelte er und drückte sie kurz an sich. Lena hatte lange gebraucht, um mit ihm warm zu werden, obwohl er ein unkomplizierter und humorvoller Mensch war. Aber sie war überzeugt, dass ihre Mutter niemals hierhergezogen wäre, wenn sie ihn nicht kennengelernt hätte. Und nichts von dem, was dieser Umzug nach sich gezogen hatte, wäre jemals geschehen.

Ende der Leseprobe.

Das Buch ist überall im Buchhandel erhältlich.

1. Auflage

Copyright © by Edition Weltenschreiber 2020
Edition Weltenschreiber Imprint vom Wiesengrund Verlag
www.edition-weltenschreiber.de
www.wiesengrund-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Katharina Platz
Korrektorat: Alexandra Fauth-Nothdurft
Umschlaggestaltung: Katahrina Netolitzky

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-944879-79-6
ISBN E-Book: 978-3-944879-80-2